Idee der Willensfreiheit eine Forderung der praktischen Vernunft, denn sie allein ermöglicht das Sittengesetz, welches weder vom Willen Gottes noch vom Naturtrieb gegeben wird, sondern der menschlichen Vernunft entspringt, die sich selbst verpflichtet, also autonom ist. Dieses Vernunftgesetz ist der „kategorische Imperativ", der Mittelpunkt seiner Ethik, die Kunst sich selbst zu befehlen; jenes „Du sollst", das infolge unserer Sinnlichkeit, durch die steter Ungehorsam möglich ist, an die Stelle des „Du mußt" unserer Vernunft tritt. „Kategorisch" ist das Gesetz, weil es ohne jede Bedingung, ohne Zweck, ohne ein Wenn und damit für jedermann absolut gilt, ob es selten oder nie und nirgends erfüllt wurde oder wird. Es ist ein interesseloses Wollen, das die Pflicht um der Pflicht willen tut, ohne jede Neigung, die eine Handlung zwar zu einer legalen, aber nie zu einer guten, moralischen machen kann. Der Flatterhafte, der die Treue hält, der Verschwender, der das ihm anvertraute Geld nicht veruntreut, also Handlungen gegen die Neigung sind daher die einzigen sicher erkennbaren Fälle lauterer Sittlichkeit. Da der kategorische Imperativ, das Sittengesetz jede Zweckbestimmung verbietet, einen Inhalt ausschließt, bezeichnet er nur die Form, welche Kant in die Formel kleidet: Handle nach dem Grundsatz, von dem du zugleich wollen kannst, daß er allgemeines Gesetz werde. Ins Populäre übertragen: Was du willst, daß die Leute dir tun, das tue ihnen auch. So rigoros und kaum menschenmöglich diese Ethik erscheint, weil sie, wie der Kantforscher Vaihinger sagt, ein Hochland ist, in dem nur wenige atmen können, da die Masse einer dickeren Luft bedarf, so liegen in ihr jene Wurzeln des Pflichtbewußtseins, das wir heute noch an Deutschland achten und bewundern. Jenes Pflichtgefühl, das ungeachtet aller egoistischen Motive und Vorteile die Sache um der Sache willen tut, in unbedingtem Gehorsam unter Aufgeben des eigenen Ichs einem Gesetz, einem Befehl, einem Amte oder Stande dient, dessen Verkörperung der typische preußische Beamte und Offizier ist. Jenes Pflichtbewußtsein hat Deutschland in die Höhe, seine Verkennung im Militarismus an den Abgrund gebracht, da es die Formulierung, den Grundsatz als allgemeines Naturgesetz sich vorzustellen, vergessen hat. In jener Betonung der Pflicht war Kant Erzieher

Kritische Besonnenheit und Pflichtbewußtsein sind heute besonders vonnöten. Sei Kant hierin unser Erzieher! Denn „das Salz", sagt Herder, „womit er unseren Verstand und unsere Vernunft abreibend geschärft und geläutert hat, die Macht, mit der er das moralische Gesetz der Freiheit in uns aufruft, können nicht anders als gute Früchte erzeugen"

Wie seine Lehre, so war sein Leben. Er lebte, wie er lehrte, sagt ein Biograph. Der Kritizismus seiner Erkenntnistheorie, die Rigorosität seiner Ethik spiegeln sich in seinem Leben wider. Denn sie wuchsen aus seinem Wesen heraus und insofern ist Kant und die Kant'sche Philosophie bis ins Kleinste durchaus ehrlich. Was er von andern forderte, das tat er selbst. Derselbe kritische Geist, den er für die höchsten Fragen der Metaphysik forderte, die reinliche Scheidung, die er innerhalb der Phänomene des Erkennens durchführte und die Konsequenz, mit der er auch die heiligsten Begriffe der Philosophie nicht schonte, walten bei seinen eigenen philosophischen Arbeiten, in seiner Amtstätigkeit an der Königsberger Universität und im gesellschaftlichen und häuslichen Wirkungskreise. Strenge, Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit begleiten jede seiner Beschäftigungen: Bei den wissenschaftlichen Untersuchungen, bei der Herausgabe seiner Werke, ob es sich um das Gutachten über die Anbringung des ersten Blitzableiters in Königsberg auf der Haberbergischen Kirche oder um die Zuwendung eines Stipendiums oder um den zweimal aus wirtschaftlichen Gründen beabsichtigten Schritt in die Ehe handelt. Pünktlich auf die Minute ist die Einteilung des Tages: Das Aufstehen, die einzige Mahlzeit im Kreise von Tischgenossen, Spaziergang, Lektüre und Schlaf. Nach seinem Gang in die Vorlesung richteten die Königsberger sogar ihre Uhren. Die Autonomie des Willens in seiner Ethik, der kategorische Imperativ sind seine Unabhängigkeit, die Kraft seines Charakters, seine Willensstärke und Macht, selbst über seinen schwächlichen Körper Meister zu sein und durch den bloßen Vorsatz krankhafte Gefühle zu unterdrücken und die Beschwerden seines späteren Alters zu beherrschen. In allem: Eine Übereinstimmung von Wissenschaft und Leben, Denken und Handeln; Philosoph und Mensch sind eins. Hierin war, ist und sei Kant Erzieher! Denn vieles Unheil der Zeit entspringt aus jener Differenz zwischen Denken und Leben, indem die Menschen bewußt und unbewußt anders denken als sie reden und handeln.

# Mistelbacher Kulturkuriosa.

Von Anton Mailly.

Als die Franken ins Land kamen, bauten die Grundherren mächtige Burgen und befestigte Kirchen. Dunkle Überlieferungen berichten von einstens bestandenen großen Besiedlungen, und die Sage liebt es in ihrer Übertreibung, sogar verödete Städte zu schildern, die im Mittelalter Zentren der Kultur und des Handels im nordöstlichen Niederösterreich gewesen wären. Die Schweden, Hussiten und Türken zerstörten die stolzen Burgen und die blühenden Ortschaften. Viele Kriegssagen erzählen von den qualvollen Leiden, die das Volk in Kriegszeiten zu bestehen hatte, und an alten Straßen und Fluren kleben noch die blutigen Namen von Geschehnissen, die alle an diese Schreckenszeiten gemahnen. Trotz furchtbarer Schicksalsschläge, die für gewöhnlich ererbtes Volksgut zu verwischen pflegen, blieben in Überlieferung und Sage des Mistelbacher Bezirkes dunkle Bilder uralter deutscher Gewohnheiten erhalten. Hier braucht man nicht mit Hypothesen zu arbeiten, um Beiträge zur Kulturgeschichte der süddeutschen Stämme zusammenzutragen; die Überlieferung besitzt zu deutliche Nachrichten über das mittelalterliche Volkstum in diesem fruchtbaren Hügelland, bewohnt von einem entwickelten, stillen Bauernvolk, das auch in seinem Wesen seine fränkische Abkunft noch immer verrät.

Der Mistelbacher Gau ist ein Gebiet, in dem man die Kultur eines Volkes von den ältesten Zeiten bis in die neueste Zeit verfolgen kann. Merkwürdigerweise wurde dieses Hügelland gar zu wenig untersucht. Gerade hier wäre noch viel zu sammeln aus dem Munde des Volkes und aus Gemeinde- und Pfarrarchiven. Der ausgebreitete Baum- und Quellenkult weist auf altes Volksgut hin, das zum großen Teil aus heidnischer Zeit stammt. Der Eichenkult ist keltogermanischer Herkunft, und ebenso steht es mit der Überlieferung der heiligen Brünndln, über die in christlicher Zeit Kirchen erbaut wurden; andererseits gibt es viele heilige Legenden, die in christlicher Zeit entstanden sind. Die meisten Seelen-, Dämonen- und Hexensagen der Gegend sind ausgesprochen Wandersagen, die aus dem jeweiligen Volksglauben allüberall gestaltet wurden und auch ihre dankbare Verbreitung fanden. Weit interessanter für die Lokalforschung sind jene Sagenbilder sowie Überlieferungen, die sich als unverkennbare Reste mittelalterlicher Volksgewohnheiten der süddeutschen Stämme entpuppen und in der Seele des Volkes jahrhundertelang so zähe wachgeblieben sind, daß man diese dunklen Erinnerungen selbst für die Sagenbildung geschichtlicher Ereignisse aus neuerer Zeit zu benützen verstand.

Es gibt hier Sagen, die auf einen regen Verkehr mit nördlichen Reichen im Mittelalter hindeuten. Im uralten Falkenstein, dessen Burgruine zu den größten Sehenswürdigkeiten Österreichs gehört, und in vielen anderen Orten leben die bekanntesten altdeutschen Schwänke und Schildasagen, worüber die Bewohner sich nicht zu kränken brauchen; irgendwo muß der Volkshumor lokalisiert bleiben, und dies geschieht gewöhnlich in den ältesten Ansiedlungen Die Kriegssagen der Mistelbacher Gegend sind zumeist Wandersagen mit historischem Hintergrund. Die Übergabe des Burgschlüssels an den Feind (z. B. in Falkenstein) ist eine verbreitete und ebenso beliebte Kriegssagenepisode, während das Einmauern des Verräters auf alte Rechtsgewohnheiten hindeutet, die vielen Sagen angepaßt wurden.

In Fünfkirchen lebt die legendäre Geschichte eines Vogtes, der dort nachweislich gelebt hat und im Jahre 1701 gestorben ist. Dieser Mann war eine hartherzige Natur. Als er starb, wurde er in die Gruft der Kirche beigesetzt. Bald darauf sah man seinen Geist, wie den eines Grenzverrückers, als „Feuermann" auf der Landstraße des Nachts spuken. Nun wird weiter berichtet, daß man seine Leiche aus dem Gotteshause schaffen wollte, um sie in ungeweihter Erde beizusetzen. Als man den Sarg aus der Kirche tragen wollte, schnellte er zurück. Da sich das Schauspiel einigemale wiederholte, machte man in der Chormauer der Kirche ein Loch („der Fleck ist noch zu sehen") und schob durch dieses den Sarg hinaus. Dies gelang. Dann wurde der Sarg auf einen Wagen gehoben, zwei junge Pferde davor gespannt, die man dann aufs Geratewohl davonlaufen ließ. Die Pferde blieben im Walde bei einem Teiche stehen, wo man auch die Leiche begrub.

Zur Sage gibt es noch Beigaben und Varianten. Diese mit einer historischen Begebenheit verschmolzene Sage entstand aus Erinnerungen der mittelalterlichen deutschen Volksgewohnheiten, in denen das damalige Strafgesetz, das in den verschiedenen Weistümern zu finden ist, die Hauptrolle spielt. Bei den Franken erhielten Übeltäter und Verbrecher ein unehrliches Begräbnis. Der Tote durfte nicht über die Schwelle des Hauses getragen werden (die Schwelle war bei den alten Deutschen heilig), sondern er wurde durch ein Loch unter der Schwelle herausgeschleift. Auch wurden die toten Verbrecher nicht in geweihter Erde, sondern auf Kreuzwegen oder an Stellen beerdigt, wo die Pferde mit dem Totenwagen stehen blieben. Der in der Sage erwähnte Teich, an dem die Pferde haltmachten, deutet auch auf den alten Rechtsbrauch hin, den Tacitus in seiner „Germania" erwähnt, die Leiche solcher Verbrecher in einen Sumpf zu versenken. Im Mistelbacher Bezirk gibt es einige Sumpfsagen, die möglicherweise mit dieser historischen Reminiszenz in Zusammenhang zu bringen sind. Damit ist die Sage des Vogtes von Fünfkirchen gedeutet.

Ebenso interessant ist eine geschichtliche Überlieferung, die in sagenhafter Verschleierung einen Fall von mittelalterlichem Bahrrecht berichtet, der im Jahre 1570 in Eibesthal stattgefunden hat. An seiner historischen Echtheit braucht nicht gezweifelt zu werden, da Gottesurteile in Deutschland noch nach 1600 nachweisbar sind. In Eibesthal wurde nämlich ein Schneider beschuldigt, eine große Geldsumme entwendet zu haben. Er erklärte sich unschuldig, wurde aber trotzdem zum Tode durch den Galgen verurteilt. Um aus ihm ein Geständnis zu erpressen, wurde er so gemartert, daß der arme Schneider den Geist aufgab, ehe er unter den Galgen kam. Der ganze Prozeßakt wird eingehender geschildert — ein interessanter Beitrag zur mittelalterlichen Rechtspflege. Es geschahen aber sonderbare Zeichen und Wunder an dem Leichnam des Schneiders. Er ging nicht in Verwesung über und blutete zeitweise von neuem Der Vorfall kam der Wiener Behörde zu Ohren, und eine Untersuchung stellte fest, daß der Schneider an dem Diebstahl tatsächlich unschuldig war. Der eigentliche Dieb wurde auch alsbald eruiert. Die voreiligen Dorfrichter, die Urheber des Frevels, wurden verurteilt, den unschuldig Gehenkten mit eigener Hand vom Galgen herabzunehmen. Sie bewogen aber Bauernburschen mit Wein und Geld, dies zu besorgen. Auf dem Rasen fing der Leichnam neuerlich stark zu bluten an und sah auch ganz unverwest aus. Mit der Schilderung des wiederholten Blutens des toten Schneiders in Gegenwart seiner Richter, also seiner Mörder, wird in dieser historischen Überlieferung auf seine Schuldlosigkeit hingewiesen. Denn bekanntlich bestand das Gottesurteil des Bahrrechtes darin, daß die vermeintlichen Täter einer Mordtat vor den Leichnam treten und diesen berühren mußten. Man glaubte, daß, wenn der Schuldige den Leichnam berührt, dieser sofort zu bluten oder zu zittern beginne. Dieser Volksglaube wird auch im Nibelungenlied erwähnt. Der Justizmord von Eibesthal gab die Anregung zur Lokalisierung einer verbreiteten Schildbürgersage, die auch in Siebenbürgen erzählt wird

In Schrick wird überliefert, das man im dortigen Pestfriedhofe das Gerippe des „Znaimer Grafels" ausgegraben und um seinen Halswirbel einen eisernen Ring gefunden hätte. Nach der Volksmeinung wächst Mördern, die auf Erden ihre Strafe nicht abgebüßt haben, im Grabe ein eiserner Ring um den Hals. Dieses Sagenbild hängt mit dem mittelalterlichen Rechtsbrauch zusammen, Verbrechern einen eisernen Ring oder einen Strick um den Hals zu legen, den sie oft ihr Leben lang tragen mußten. Daher die Sage.

Die Entstehung des Ortes Hornsburg wird mit der Sage eines Burgherrn verbunden, der ein silbernes Blashorn besaß Als die Burg vom Feinde belagert wurde und der Burgherr sich verloren sah, ergriff er durch einen unterirdischen Gang die Flucht „und nahm nur sein silbernes Blashorn mit sich". Das Mitnehmen des Silberhornes deutet auf eine Geschlechtssage hin, die wahrscheinlich mythischen Ursprunges ist. Sie erinnert an die altenglische Sage vom Glück von Edenhall, wo der Glasbecher als Glücksträger des Geschlechtes geschildert wird. Die schöne Sage wurde von Ludwig Uhland poetisch bearbeitet. Es gibt viele goldene und silberne Glücksbecher deutscher Geschlechter (Ranzau, Falkenstein in Deutschland u. s w.). Auch das Horn der Büsumer Brandgilde, sowie die vielen Geschlechtsringe, denen der „Tiroler Glücksring" nachempfunden ist, gehören in den Kreis der Glücksträger. Wer den Glücksträger verliert, der zerstört das Glück der Familie. Mit dem Horn von Hornsburg lassen sich übrigens auch biblische Vorbilder verquicken.

Nach einem alten deutschen Brauch, dessen Spuren man noch in vielen Gegenden Deutschlands und Österreichs (z B. in der Gegend von Stammersdorf, wo der Brauch noch üblich ist) findet, wurden früher einmal alljährlich am Markustag (25. April) Flurprozessionen, oder zu anderen Zeiten (Martini usw.) die Gemeindegrenzen feierlich begangen. Im Marchfeldgebiet wurde der Gang noch vor etwa dreißig Jahren von den Ausschußmitgliedern vieler Gemeinden besorgt, wobei in steinarmen Gegenden angehäufte Grenzhügel (Lewer, Lebern gehen) ausgebessert wurden. An jedem Grenzhügel erhielten die anwesenden Jungen eine Ohrfeige, oder es wurde ihnen an den Ohren gezupft („gepfetzt"), damit sie sich als Nachkommen „die Grenzen merken". Derlei Lewer sind im Marchfeldgebiet, besonders auf der schönen Heide zwischen Siebenbrunn und Gänserndorf, noch viele erhalten geblieben und sie werden oft fälschlich als Grabhügel (Tumuli) gehalten. Das „Gmari schaun" (das Gemärke überprüfen, in Deutschland „Schnatgang" = Grenzgang genannt), spielte im mittelalterlichen Rechtsleben eine wichtige Rolle, und die oft böswillige Zerstörung sowie die mit Landraub beabsichtigte Verrückung der Grenzhügel oder Grenzsteine wurde sehr hart bestraft. Damit ist die Entstehung der Sage der Grenzverrücker (Feuermänner, in Niederösterreich sehr verbreitet) zu erklären In Gegenden, wo der alte Brauch des Grenzbegehens der Vergessenheit anheimgefallen ist, wird die Sage von dem Grenzstreit zweier Anrainer erzählt, der die Veranlassung zum Grenzgang gegeben hätte. Zu dieser interessanten Volksgewohnheit besitzt das Gemeindeprotokoll von Gaweinstal

(ehemals Gaunersdorf) folgenden bemerkenswerten Beitrag: „Anno 1761 den 5. November wurde durch gesamte Bürgerschaft auf dem inwendigen Gemark gegangen, die Äcker in Korn- und Haferfelder abgestutzt, sodann einhellig beschlossen, wer über die gemachten Haufen ackert, oder bauet, solle zur Strafe das Brot und Trunk zu zahlen schuldig sein, was obigen Tag verzehrt wird."

Schließlich sei noch ein „Rechtsdenkmal" erwähnt, das im Mistelbacher Stadtmuseum aufbewahrt wird und unter dem Namen „Die Mistelbacher Skulptur" zur unverdienten Berühmtheit gelangt ist. Diese Skulptur ist nämlich ein barocker Steinblock, aus dem das Relief eines hockenden Knaben hervortritt. Der Block war zweifellos ein Pfeiler- oder Säulenträger (die Spuren auf dem flachgemeißelten Kopfe sind noch deutlich zu erkennen) und ist, wie viele ähnliche Architekturstücke und Konsolenträger aus Künstlerlaune entstanden. Damit wird das Tragen einer Last figürlich zum Ausdruck gebracht. Ein findiger Kopf kam auf den sonderlichen Einfall, die Skulptur als ein „Rechtssymbol" (einen im Bock gespannten Mann) zu erklären, worauf man es für löblich fand, dieser eine Kopfbedeckung in Form eines steinernen Zuckerhutes zu geben . . .

# Die Sagenwelt in Richard Wagners „Lohengrin".

Von Professor Felix Halmer.

In Richard Wagners „Lohengrin" finden sich folgende Sagen vor:

Die Lohengrinsage, der Schluß von Wolframs „Parzival," Konrad v. Würzburgs „Schwanenritter" die Sagen von Zeus und Semele, von Amor und Psyche, Skirnirsfahrt und die Skeâssage. Das Gedicht „Lohengrin" stammt von zwei Verfassern; der erste war ein thüringischer Fahrender und verfaßte die ersten 66 Strophen, der zweite ein bayrischer Ministeriale, von dem die größere Schlußpartie herrührt. Beide weichen in Auffassung, Stil und Dialekt stark von einander ab. Dieses Lied, ein Ausläufer höfischer Epen, zeigt sowohl den Einfluß Wolframs von Eschenbach, wie auch den des „Wartburgkrieges." Sehr kurz hatte Wolfram am Ende des „Parzival" die Lohengrinsage, sein Held heißt Loherangrîn, d. h. Garin le Loherin (= der Lothringer), angedeutet. Die beiden Verfasser haben unter Benützung der sogenannten Repgovischen Chronik die kurz angedeuteten Schicksale breit ausgesponnen. Als Strophenform liegt dieser Sage der sogenannte „schwarze Ton" zu Grunde. Konrad von Würzburg hat die Sage von Lohengrin aus dem Gebiete des Grals in das der Karlssagen verlegt. Zur Zeit der Meistersänger wurde auch diese Sage einer neuen Bearbeitung unterzogen und erschien unter dem Namen „Lorengel". Die übrigen oben angeführten Sagen sind nur indirekt in Wagners „Lohengrin" vertreten, da sie nur denselben Grundgedanken haben. Für die „Skirnirsfahrt" sei bemerkt, daß ursprünglich Freyer selbst um die Braut (Gerda) ausgezogen ist. Die Lohengrinsage als solche hat sich im Mittelalter aus der Skeâssage entwickelt. Ein neugeborener Knabe wird, mit rings um ihn gehäuften Schätzen und Waffen umgeben, in einem führerlosen Schiff auf einer Garbe (= skeâf) schlafend, vom Meer an das Gestade getragen. Die Bewohner ahnen, daß hier ein göttergesendet Wunder zu ihnen schwimme, sie erziehen den Knaben, den sie „Skeâf genannt haben. Herangewachsen, wird er zum König gewählt und herrscht lange mächtig und weise. Er befiehlt, daß er nach seinem Tode in gleicher Weise in ein Boot gelegt und Wind und Wetter überlassen werde, das ihn zurücktragen soll in seine geheimnisvolle Heimat. Allen diesen Sagen ist ein Gedanke eigen, der ihre Wesengleichheit treffend zu Tage fördert: Die Sehnsucht des Überirdischen zur Erde, des Gottes Sehnsucht, von seinem ewiggöttlichen Reiche herabzusteigen, um Freud' und Leid' auf der irdischen Welt zu erleben. Dies kommt auch klar durch den Personenvergleich zum Ausdruck. Während bei Heinrich dem Vogler, der Heinrich I. entspricht, noch deutlich der Einfluß der Geschichte zu spüren ist, die Sage hat die Lohengrindichtung in das Jahr 933 verlegt, stehen wir bei den andern Personen im Banne der Frau Saga, denn der Wagnersche Lohengrin, dessen Gestalt der Tondichter dem Epos entnommen, ist niemand anderer als der Gott, der sich aus seiner Göttlichkeit nach der Liebe eines Weibes sehnt, ist eben Zeus, Amor, Freyer. Und dieses Weib ist in Elsa, Semele, in Psyche und Gerda klar zu erkennen, sie alle, mit Ausnahme Gerdas, stellen die verhängnisvolle Frage an den Geliebten, trotz seines Verbotes, „woher er kam der Fahrt und wie sein Nam' und Art". Aber nicht aus ihnen selbst kommt diese vernichtende Frage, sondern Neid und Eifersucht sind es, die in Ortrud, in Hera, die in der Gestalt Beroës Semelen erscheint, und in den Schwestern Psyches die Frage wachrufen. In allen Sagen das gleiche treibende Element, das den Untergang herbeiführt. Nur im „Lohengrin", sowohl bei Wagner wie auch im Epos, findet dieses Mißtrauenerwecken in der Gestalt Telramunds noch eine Verstärkung. In großartiger Weise hat Wagner aus den verschiedenen Fassungen der Lohengrinsage Bruchstücke zusammengetragen, um daraus, nach der Befreiung von Moder und Ballast, ein Ganzes von ungeheuerlicher Kraft zu schaffen. Ein Kulturbild entrollt er aus der Zeit Heinrichs des Städtegründers, dessen Kämpfe mit den Ungarn, die allerdings bei dem Tondichter zum Unterschiede vom Epos nur angedeutet werden; die letzten Kämpfe des Christentums mit den alten heidnischen Göttern und auf diesem geschichtlichen Hintergrunde spielt sich das Seelendrama Lohengrins und Elsas ab. Wieder hat es Wagner verstanden, die Sage des mythischen Gewandes etwas zu entkleiden und das rein Menschliche herauszuarbeiten, aber es besteht ein Unterschied zwischen seinem Lohengrin und den früheren Werken; der Holländer und Tannhäuser sehnten sich aus Qual und Sünde nach dem Hohen, Reinen, Lichten; Lohengrin dagegen wünscht aus dem Reiche der Reinheit hinabzusteigen zur irdischen Gefühlswelt. Wagner schreibt selbst in „Eine Mitteilung an meine Freunde" folgendes:

„Auch „Lohengrin" ist kein nur der christlichen Anschauung entwachsenes, sondern ein uralt menschliches Gedicht; wie es überhaupt ein gemeindlicher Fehler unserer oberflächlichen Betrachtungsweise ist, wenn wir die spezifisch-christliche Anschauung für irgendwie schöpferisch in ihrer Gestaltung halten . . . ."

Wie der Grundzug des Mythos vom „Fliegenden Holländer" im hellenischen Odysseus eine uns noch deutliche frühere Gestaltung aufweist; wie derselbe Odysseus in seinem Loswinden aus den Armen von Kalypso, seiner Flucht vor den Reizungen der Kirke und seiner Sehnsucht nach dem irdisch vertrauten Weibe der Heimat, die dem helleniſtischen Geiste erkenntlichen Grundzüge eines Verlangens ausdrückte, das wir im „Tannhäuser" unendlich gesteigert und in seinem Inhalt bereichert wiedersehen: so treffen wir im griechischen Mythos, der an und für sich gewiß nicht ältesten Form desselben, auch schon auf den Grundzug des Lohengrinmythos. Wer kennt nicht „Zeus und Semele"? . . . Das ätherische Gebiet, aus dem der Gott hinab nach den Menschen sich sehnt, hatte durch die christliche Sehnsucht sich in die undenklichsten Formen ausgedehnt. Dem Hellenen war es noch das wolkige Reich des Blitzes und des Donners, aus dem der lockige Zeus sich herabschwang, um mit kundigem Wissen Mensch zu werden: dem Christen zerfloß der blaue Himmel in ein unendliches Meer schwelgerisch sehnsüchtigen Gefühls, in dem ihm alle Göttergestalten verschwammen, bis endlich nur sein eigenes Bild, der sehnsüchtige Mensch, aus dem Meere seiner Phantasie ihm entgegen treten konnte."